In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 166. Posen, den 22. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

19. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Das wollte ich Ihnen gerade sagen,“ fiel da Souza ein. „Sie brauchen wirklich keine Zeit mit Nachforschungen zu verschwenden. Mein Bruder wird Ihnen sagen, wo Sie ihn finden können.“

Trent zögerte. Am liebsten hätte er sich nicht mehr mit da Souza abgegeben, und der Gedanke an Onkel Sam allein schon flößte ihm Widerwillen ein. Andererseits jedoch war seine Zeit kostbar, und es bedurfte unter Umständen Wochen, Monty zu finden, zu dem Onkel Sam ihn vielleicht sofort hinführen konnte. Es war daher wohl klüger, da Souzas Vorschlag anzunehmen.

„Gut,“ stimmte er zu. „Ich habe nur wenig Zeit, und je eher ich in England bin, desto besser ist es für uns alle. Wenn Ihr Bruder weiß, wo sich Monty aufhält, kann er mich hinführen.“

Die Ausschiffung hatte bereits eingesetzt. Da Souza und Trent nahmen nebeneinander in dem breiten und platten Boot Platz, und bald waren sie unter Begleitung des Gesanges der Ruderer auf dem Wege nach der Küste. Als sie an Land stiegen, wurden sie sofort von einer Menschenmenge umringt, in der sich auch Onkel Sam befand. Trent wurde von einem Engländer begrüßt, der die Bekwando-Land- und Berggruben-Aktien-Gesellschaft vertrat, und bevor er da Souza wieder erreichte, hatten die Brüder bereits Gelegenheit gehabt, hastig einige Bemerkungen auf portugiesisch auszutauschen. Den Hut in der Hand, trat Onkel Sam auf Trent zu.

„Willkommen wieder in Attra, Senjor.“

Trent nickte kurz. „Es hat sich hier nicht viel verändert.“

„Die Entwicklung geht nur langsam vor sich,“ antwortete Onkel Sam. „Das Klima zu fürchterlich ist. Es machen Menschen kraftlos.“

„Dir scheint es gut zu bekommen,“ bemerkte Trent. „Warst du kürzlich im Inland?“

„Vor einem Monat noch habe ich Tauschgeschäft mit dem König von Bekwando gemacht,“ war die Antwort.

„Sicherlich Palmöl und Mahagoniholz für Rum, wie?“

Der andere spreizte die Hände und zuckte die Achseln — seine alte charakteristische Gebärde.

„Sie wollen es haben,“ entschuldigte er sich. „Wollen wir ins Hotel gehen, Senjor Trent?“

Trent nickte, und die drei Männer gingen die Strandpromenade entlang, bis sie eine Veranda erreichten, die ein einfaches, aus Backsteinen errichtetes Hotel umgab und von einem gestreiften Sonnensegel überdacht war. Ein junger Neger brachte ihnen mit breitem Grinsen verschiedene Getränke auf einem Metalltablett. Trent wandte sich an den Engländer, der nachgekommen war.

„Morgen möchte ich mit Ihnen über verschiedenes sprechen. Ich habe erst noch mit diesen Herren eine Privatangelegenheit zu regeln. Wollen Sie morgen mit mir frühstücken?“

Der andere nahm erfreut an. „Ich kann Ihnen leider kein Obdach anbieten,“ sagte er mißvergnügt. „Es ist hier ein elendes Loch. Bis morgen also.“

Er entfernte sich, während er sich mit dem Taschentuch Kühlung zufächelte. Trent zündete sich eine große Zigarre an.

„Ich hörte, daß der alte Monty noch leben soll,“ wandte er sich Onkel Sam zu. „Wenn das stimmt, kann man es wohl ein Wunder nennen, denn als ich ihn verließ, war fast kein Funken Leben mehr in ihm und ich selbst dem Ende nahe.“

„Es war ein großes Wunder,“ stimmte der Mischling zu. „Die Sie verfolgenden Neger ihn fanden, und der englische Offizier, den Sie kennenlernten in Bekwando, ihn rettete. Sie das kleine weiße Haus mit der Fahne sehen?“

Er zeigte auf ein niedriges Gebäude, ungefähr zwei Kilometer entfernt. Trent nickte.

„Das eine Station der Baseler Missionsgesellschaft ist. Dort Monty ist. Sie ihn besuchen können, wann Sie wollen. Aber er Sie nicht erkennen wird.“

„Ist es bereits so weit mit ihm?“ fragte Trent langsam.

„Er hier nicht in Ordnung,“ Onkel Sam tippte sich gegen die Stirn. „Hat nur noch wenig Leben in sich. Ein Tag — eine Woche, wer kann sagen, wie lange noch?“

„Hat er einen Arzt?“

„Der Missionar, er Doktor ist,“ erklärte Onkel Sam. „Aber keine menschliche Hilfe mehr retten kann.“

Trent, der sich in diesem Augenblick abwandte, seine Zigarre anzuzünden, hatte den Eindruck, daß zwischen den beiden ein Blick des Einverständnisses gewechselt wurde. Also das saubere Brüderpaar war wieder dabei, einen Plan zu schmieden. Es war hohe Zeit, daß er gekommen war.

„Noch etwas,“ bemerkte er wenig später. „Was weißt du von Hauptmann Francis? Hast du in letzter Zeit wieder etwas von ihm gehört?“

Onkel Sam schüttelte den Kopf.

„Vor ungefähr zehn Monaten ein Kaufmann aus Lalabulu erzählte, ihn auf seinem Wege ins Innere des Landes getroffen zu haben. Francis davon sprach, nach Sugbaru zu gehen, einem Negerstaat tief im Innern. Wenn er dort hingeht, er wohl nicht mehr zurückkommen wird.“

Ohne ein Wort zu sagen, stellte Trent sein Glas nieder und rief einige Neger mit einer Sänfte herbei.

„Ich werde Monty aufsuchen,“ sagte er

XVIV.

Unweit des Meeresgestades war ein alter Mann mit matten Bewegungen beschäftigt, ein Kartoffelfeld umzugraben. Die Glut der Tropensonne war vor einer Stunde in einen sonderbar grauen Nebel übergegangen, der nicht von der See kam, sondern von den hier und da verstreuten Sümpfen — schillernd grünen Stätten voller Gift und Verderben. Der Nebel führte eine feuchte, würgende Hitze mit sich. Die Luft war beklemmend.

Trent wischte sich den Schweiß von der Stirn und holte mit Mühe Atem. Dies war ein kritischer Augenblick für ihn.

Monty wandte sich bei dem Geräusch näherkommender Schritte um. Die beiden einstigen Teilhaber standen sich Auge in Auge gegenüber. Trent wartete fieberhaft, ob der andere ihn erkennen würde — aber Monty rührte sich nicht.

„Kennen Sie mich denn nicht?" fragte Trent heiser. „Ich bin Scarlett Trent — wir waren zusammen in Bekwando. Entsinnen Sie sich dessen nicht? Ich glaubte Sie tot, Monty, sonst hätte ich Sie nicht verlassen."

„Was reden Sie da alles?" Monty murmelte noch etwas und schwieg dann wieder. Ein Ausdruck matter Enttäuschung kämpfte mit dem der Geistesabwesenheit auf seinem Gesicht. Trent sah seine bebenden Hände und die blutunterlaufenen Augen.

„Versuchen Sie doch nachzudenken, Monty," drängte er und trat einen Schritt näher. „Entsinnen Sie sich nicht der furchtbaren Wanderung durch den Urwald — wie man uns tagelang in der elenden Hütte zurückhielt, weil es eine Woche der Fetischverehrung war, und wie uns die verfluchte Negerbande auf den Fersen saß, nachdem wir die Konzession erhalten hatten? Man hatte es auf unser Leben abgesehen. Noch jetzt kann ich nicht begreifen, daß Sie hier lebend vor mir stehen. Versuchen Sie doch einmal, zur Vernunft zu kommen. Wir sind jetzt reich — beide. Sie müssen mit nach England kommen, damit Sie von dem Gelde genießen können."

Monty stützte sich auf seinen Spaten und lächelte seinen Besucher freundlich an.

„Wir hatten bei der Garde einen Trentham," sagte er langsam. „George Trentham. Aber ich glaubte, er sei bereits tot. Sie müssen einmal mit mir im Klub dinieren. Ich mache mir nicht viel aus Essen; ich habe immer nur Durst."

Er blickte unruhig nach der anderen Seite der Stadt und murmelte wieder vor sich hin. Trent wußte nichts zu sagen. Endlich hub Monty wieder an:

„Früher war ich auch bei der Garde. Ich aß immer im Kasino, solange Jacques noch da war. Später wurde das Essen sehr schlecht — ich kann mich nicht mehr entsinnen, wo ich dann meine Mahlzeiten einnahm. Sie müssen wissen, ich werde allmählich alt und vergeßlich. Unter uns gesagt," er schob sich etwas näher an Trent heran, „glaube ich, daß etwas mit mir geschehen ist, — ich habe das Gefühl, als ob irgendwo eine Leere im Kopf ist."

Sein Stammeln wurde wieder unverständlich. Trent schwieg einige Minuten und fragte sich, was wohl der verkrampfte, unruhige Ausdruck auf Montys Gesicht zu bedeuten habe, wenn er nach der anderen Seite sah. Er unternahm einen letzten Versuch.

„Kennen Sie dies noch, Monty?"

Er entnahm dem Portefeuille die Photographie, die er immer sorgfältig aufbewahrte, obwohl sie schon ziemlich verblaßt und an den Ecken verbogen war, und hielt sie dem alten Mann vor die zwinkernden Augen. Einen Augenblick stand dieser wie erstarrt, dann äußerte er einen durchdringenden Schrei, der in ein Jammern endete.

„Nehmen Sie es fort!" stöhnte er. „Ich habe es vor Jahren verloren. Ich will es nicht mehr sehen! Ich will nicht nachdenken."

„Ich bin gerade hergekommen, Sie zum Nachdenken zu bringen," sagte Trent mit ungewöhnlicher Weichheit in der Stimme. „Ich wollte Sie erinnern, daß dies das Bild Ihrer Tochter ist. Sie sind jetzt reich und können zu Ihrem Kind zurückkehren. Ist Ihnen das wohl klar, Monty?"

Aber er sah nichts als ein graubleiches, verfallenes und gerunzeltes Gesicht mit schwachen, ausdruckslosen Augen und einem vagen, wesenlosen Lächeln. Trent, der sich einen Augenblick vom Mitleid hatte hinreißen lassen, fühlte jetzt nur Enttäuschung über das Hoffnungslose seiner Aufgabe. Mit ehrlicher Freude würde er den Monty, den er gekannt, nach England mitgenommen haben; aber nicht diesen. Das kurze Aufflackern in Montys Bewußtsein schien wieder erstorben zu sein. Sein Kopf fiel von einer Seite auf die andere, und er warf von Zeit zu Zeit gehetzte Blicke zur Stadt.

„Gehen Sie jetzt," drängte Monty. „Ich kenne Sie nicht, und Sie machen mir Kopfschmerzen. Wissen Sie, was das heißt, im Kopf immer ein Summen zu hören? Ich kann mich an nichts mehr erinnern. Es nützt nichts, ob ich mir auch noch so viel Mühe gebe."

„Warum starren Sie so oft nach jener Seite?" fragte Trent freundlich. „Erwarten Sie Besuch aus der Stadt?"

Monty sah ihn flüchtig an, und Trent erschrak; denn der Blick war voller Hinterhältigkeit — der Hinterhältigkeit des Geisteskranken.

„Nein, nein, niemanden," kam es hastig von seinen Lippen. „Wer sollte mich wohl besuchen. Ich bin ja nur der arme Monty. Der arme Monty hat keine Freunde. Gehen Sie und lassen Sie mich weiterarbeiten."

Trent entfernte sich und kam einige Schritte weiter aus dem Garten auf eine sandige Anhöhe, von der er auf die See herabblickte, die gegen den breiten, festen Strand rollte. Welch' einsames Bild! Der graue, drückende Nebel, die geweißte Hütte, die häßliche Fläche des Kartoffelbodens, die verwahrloste, jämmerliche Gestalt des alten Mannes, aus dessen Hirn das Licht des Verständnisses sicherlich für immer gelöscht war! Trotzdem regten sich Zweifel in Trents Herzen. Die verstohlenen Blicke Montys, sein halb verschmitztes, halb erschrecktes Leugnen eines Besuches ließen ihn annehmen, daß ein anderer von seiner Existenz wußte und zwar jemand, mit dem er ein Geheimnis teilte.

Trent zündete sich eine Zigarre an und ließ sich ins Gras nieder. Monty hatte seine Arbeit wieder aufgenommen. Trent behielt ihn, durch die Büsche versteckt, im Auge.

Reichlich eine Stunde geschah nichts Besonderes. Trent rauchte und Monty, anscheinend seinen Besucher vollkommen vergessen, war in seine Beschäftigung vertieft, indes er ab und zu einen forschenden Blick zur Stadt warf. Endlich tauchte ein schwarzer Punkt am Rande eines Reisfeldes auf, der allmählich die Umrisse einer menschlichen Gestalt annahm und sich als ein Negerjunge erwies — splitternackt mit Ausnahme eines Lendentuches.

Trent konnte ihn nicht sehen, bevor er sich nicht ganz genähert hatte. Aber die Haltung und des Betragen Montys erregten seine Aufmerksamkeit. Monty ließ seinen Spaten im Stich und schlich sich nach einem langen verstohlenen Blick auf das Haus bis an den äußeren Rand des Kartoffelfeldes. Sein Benehmen ließ ihn als hoffnungslos Wahnsinnigen erkennen. Er ruderte mit den langen Armen, zerrte an den Fingern, bis sie knackten und murmelte Unverständliches vor sich hin — heisere, rauhe Klänge ohne jede Bedeutung. Trent richtete sich leicht auf und erblickte zum ersten Mal den Negerjungen. Ein ingrimmiger Ausdruck trat auf seine Züge, und ein zorniger Ausruf entschlüpfte ihm.

Der Neger kam näher. Endlich stand er in seiner ganzen Größe vor Monty, den er angrinste, als der die mageren Hände nach ihm ausstreckte. Dann griff er in sein Lendentuch und brachte eine Flasche zum Vorschein, die er Monty überreichte.

Trent eilte hinzu, gerade als Montys zitternde Finger die Flasche entkorken wollten. Er versetzte dem Jungen eine Maulschelle, worauf dieser wie ein Wiesel entschlüpfte.

„Komm her!" rief Trent und zog seinen Revolver. Der Neger schüttelte den Kopf. „Nicht verstehen."

„Wer hat dich mit der Flasche hergeschickt?" forschte Trent strengen Tones. „Ich rate dir in deinem eigenen Interesse, mir Antwort zu geben."

(Fortsetzung folgt.)

Tanzen und heiraten ist dasselbe.

Ein Erlebnis aus dem Innern Brasiliens.

Von Fritz Bernau.

Da sitze ich mit einem dicken Kopf, voll trüber, trauriger Gedanken. Ausgerechnet ich soll heiraten und noch dazu diese Brasilianerin. Alle anderen Wünsche läßt sie in mir wach werden, nur nicht den einen, ein Ehemann zu werden. Und wie komme ich dazu, vor den Traualtar geschleppt zu werden? Gerade nur, weil sie und ihre Familie es wollen. Nein, nein und dreimal nein! Lieber lasse ich alles in Stich und reiße bei Nacht und Nebel aus.

Monatelang sitze ich nun schon in dieser Einöde, ich weiß gar nicht genau, wieviel Hunderte von Kilometern von der letzten Bahnstation entfernt. Tagein, tagaus die Arbeiten bei den großen Wasserleitungsanlagen in dieser wasserarmen Gegend. Am Tage das Gewimmel und Gelärme dieser von weiß bis schwarz in allen Farbenschattierungen spielenden Arbeiter. Das Gestampfe und Rasseln der Maschinen, Lastauto, die Material und Proviant heranbringen, wirbeln ununterbrochen Staub auf.

Und abends, da sitzt man im Freien oder in der erstickend heißen Baracke, um in Whisky oder anderen Alkoholien Trost und Vergessen zu suchen. Und erst der Sonntag, der Tag der Arbeitsruhe, er wird zur Qual, denn nichts ist da, um die Gedanken abzulenken.

Kann es da verwundern, wenn junge Menschen Abwechslung und Zerstreuung suchen? Und unser Vergnügen war ja so harmloser Natur. Nachmittags sattelten wir unsere kleinen lammfrommen Gäule, um in den nächsten Ort zu reiten, der immerhin drei Reitstunden weit lag. Dort gab es eine Art Gasthaus, wohin auch sozusagen die Honoratioren des Städtchens kamen.

Gastfreundlich und entgegenkommend, wie der Brasilianer im Innern des Landes dem Ausländer gegenüber ist, lud uns einer dieser angesehenen Ortsinsassen ein, ihm die Ehre zu geben und ihn in seinem Hause zu besuchen. Eine Zurückweisung der Einladung hätte eine Verstimmung nach sich gezogen, die man in dieser Gegend besser vermeidet. Also nahmen wir die Einladung mit Dank an.

Und der nächste Sonntag kam. Wir hielten vor dem großen, mit einer schattigen Terrasse umgebenen Haus. Auf unser Händeklatschen erschien der Hausherr, uns mit einem Schwall von Worten und Liebenswürdigkeiten begrüßend. Vom Hausherrn geführt, traten wir in die dämmrige „sala", den Empfangsraum des Hauses.

Ein großes Vorstellen beginnt. Die ganze Familie war anwesend. Drei junge Männer, die Söhne des Hauses, eine alte und eine junge Dame, die Hausfrau und die Tochter. Nach endlosen Höflichkeitsformeln, bei welchen die Versicherung, daß sein Haus immer das unsrige sei, eine große Rolle spielte, forderte uns der Hausherr auf, Platz zu nehmen.

Nach und nach erschienen noch andere Leute, junge Mädchen, Männer und Frauen des Ortes. Man erzählte, scherzte und lachte. Der Hausherr bot zu Ehren der Gäste lauwarmes Bier und süßen Kuchen an. Ein altes verstimmtes Klavier stand im Zimmer, die Tanzlust erwachte. Alles schleifte und hüpfte, so gut er eben gehen wollte, über den roten Ziegelfußboden.

Unter allen anwesenden Schönen schien mir die Tochter des Hauses noch die Anziehendste zu sein. Der Teufel muß es gewollt haben, das Tanzen dieses Mädchens sagte mir mehr zu als das Gedrehe ihrer Geschlechtsgenossinnen. Aus einem Tanz wurden mehrere.

Der nächste Sonntag. Wieder erscheinen wir und tanzen. Und wieder ein Sonntag, das gleiche Spiel wiederholt sich. Daß ich die Tochter des Hauses öfters zum Tanze führe als andere, erscheint mir eine selbstverständliche Sache, ich denke mir nichts dabei.

Und nun naht das Verhängnis. In einer der Tanzpausen nimmt mich einer der Brüder freundschaftlich am Arme. Ich traue meinen Ohren nicht, und doch höre ich die Worte:

„Nun, mein Freund, wann gedenkst du meine Schwester zu heiraten?" Ist das Ernst, ist's Scherz? Ich — seine Schwester heiraten? Ja warum denn? Ich habe ja nie diese oder eine ähnliche Frage an das Mädchen gestellt. Was soll ich antworten?

Nun heißt es diplomatisch sein und die Frage mit einer Frage beantworten. „Ja, mein Freund, wie kommst du nur dazu, mich zu fragen, ob und wann ich deine Schwester heiraten werde?" — „Oh, das ist sehr natürlich. Dein oftmaliges Tanzen mit ihr hat jedermann überzeugt, daß du für das Mädchen Interesse hast, jedermann im Dorfe spricht schon davon. Da du doch sicherlich meine Familie und meine Schwester nicht kompromittieren und in ein schlechtes Gerede bringen willst, so ist es nun wohl hoch an der Zeit, deine Werbung vorzubringen. Ich als dein Freund bin gerne bereit, sie dem Vater zu übermitteln."

So also steht die Sache! Tanzen und heiraten ist hier dasselbe! In meiner Not stotterte ich etwas vom nächsten Sonntag, und heute würde es schon zu spät sein. Besonders warme Händedrücke werden mir beim Abschiednehmen zuteil und wiederholt muß ich mein bestimmtes Erscheinen für nächsten Sonntag zusichern.

Wir reiten durch die Nacht nach Hause. Mein Kollege, der schon viele Jahre im Lande ist, Leute, Sitten und Gebräuche kennt, muß mir Rat schaffen. Und statt das Ganze als einen üblen Scherz hinstellen, muß ich folgendes hören:

„Leider habe ich nicht bemerkt, daß Sie mit der Haustochter öfters tanzten als mit anderen, denn sonst hätte ich Sie gewarnt. Aber hierzulande wird jeder ihr Benehmen so auffassen, daß Sie durch das oftmalige Tanzen den Wunsch ausdrückten, das Mädzu heiraten. Die Sache ist sehr ernst. Sagen Sie nein, dann betrachtet das die ganze Familie als schwerste Beleidigung, als eine Schändung ihres guten Rufes, als eine Entehrung der Tochter. Die Brüder werden alles daran setzen, den Schandfleck rein zu waschen und — ein Menschenleben zählt hier nicht. — Ein Nein bezahlen Sie mit Ihrem Blute. Es gibt nur zweierlei: Heiraten oder Fliehen."

Die Luft in der heißen Baracke erstickt mich fast. Wegen einiger Tänzchen zu viel ein mir wesen- und artfremdes Mädchen zu meiner Frau machen? Mein Leben lang eine aufgezwungene Bürde mit mir zu schleppen, wo in der Heimat so viele süße Mädels sind. Nein, — — — Und darum muß ich heute nacht fliehen. Bei Nacht und Nebel heißt es reiten, — reiten, so lange das Pferd laufen kann, um die Station, die Eisenbahn und das Schiff zu erreichen. Fern nach dem Süden des großen Landes soll es mich bringen, denn bei uns zu Hause ist Tanzen und Heiraten Got sei Dank noch lange nicht dasselbe.

Alfred Petrau:

Das Tischgebet.

Die Mutter spricht das Tischgebet.
Was des Herzens Zwiesprach noch erfleht
Und doch mit keinem Wort der Brust entweicht,
Schließt Inbrunst in das Amen ein.

Da sieht das Aug im sanftbewegten Schein:
Es ist der Herr, der selbst die Speise reicht. —
Das Mahl wird Andacht und der Tisch Altar,
Jeder fühlt den Meister im Gemach,
Zum Dome weitet sich das niedre Dach,
Und alles ist so groß und wunderbar. —

Bis jeder wieder dankend Amen spricht —
War's nicht der Herr, der dort als Priester steht?
Der Alltag duldet längres Weilen nicht
Und wird doch selbst zum gläubigen Gebet.

Kellner in aller Welt.

Wir wollen es nicht leugnen: wir sind von ihnen abhängig. Kommen wir verdurstet oder halb verhungert in ein Restaurant, so kann uns ein Kellner im Handumdrehen zum glücklichsten und zufriedensten aller Sterblichen machen, er kann aber auch unser Mißbehagen ins Unendliche steigern, je nach dem Grade der Aufmerksamkeit, die er uns schenkt. Haben wir nicht alle schon die Kellner getroffen, die immer nur halb zuhören, was man haben will und einem etwas ganz anderes bringen, als was man bestellt hat, — oder die auf jedes noch so flehende: „Herr Ober, bitte!" stundenlang stereotyp „Einen Augenblick!" antworten können? Wie wohl fühlen wir uns dagegen, wenn wir einen der guterzogenen, alten Kellner treffen, die mit väterlicher Fürsorge sich unserer leiblichen Bedürfnisse annehmen und für einen kleinen munteren Scherz zu haben sind. Da schmeckt uns das Essen noch einmal so gut, als wenn es uns mit brummigem Gesicht vorgesetzt wird.

Als der beste Kellner Europas ist wohl zweifellos der Pariser Kellner zu betrachten, hat doch seit je die Kunst des Essens in der Seinestadt in hoher Blüte gestanden. Wo aber die Kochkunst so hoch in Ehren gehalten wird, daß Philosophen sich nicht für zu schlecht halten, dicke Bücher über sie zu schreiben, ist es wohl nicht erstaunlich, daß auch der Kellnerstand sehr kultiviert ist. Dem Franzosen kommt dabei seine angeborene Liebenswürdigkeit und Geschmeidigkeit zugute. Durch nichts ist er in seiner Höflichkeit zu erschüttern, die sich aber natürlich abstuft nach seiner Einstellung zu dem Gast, den er bedient. Naht ihm ein einfach angezogener Bürger, so kann dieser natürlich nicht die gleiche Höflichkeit von dem Kellner verlangen, wie etwa der elegante Herr der Welt, der das Idol des Kellners ist, dem er in seinem innersten Herzen nacheifert.

Der deutsche Kellner ist nicht so untadelig korrekt wie sein französischer Kollege, dafür kümmert er sich aber häufig liebevoll um das Wohlergehen des Gastes, und gerade das ist uns lieb. Er hilft bei der Auswahl der Speisen und Weine, gibt taktvoll einen guten Rat, erkundigt sich, ob das Gewählte den Beifall des Gastes gefunden habe und was dergleichen Fürsorge mehr ist. Es kommt, das sei zu seinem Lobe gesagt, verhältnismäßig sehr selten vor, daß er sich verrechnet, ja es ist, wenn es einmal geschieht, nicht ausgeschlossen, daß dieser Rechenfehler für ihn einen Nachteil bedeutet.

Was seinem österreichischen Kollegen nie passieren könnte. So oft ich in Oesterreich gewesen bin, habe ich doch kaum jemals einen Kellner gefunden, der mit der Arithmetik auf gutem Fuß stand. Man muß aufpassen, wie ein Schießhund, wenn man Wert darauf legt, nur soviel zu bezahlen, wie man verzehrt hat. Vielleicht steckt wirklich nichts weiter dahinter als schlechtes Rechnen, in diesem Falle sollten aber die Lehrer Oesterreichs Buben einmal tüchtig bei den Ohren nehmen, denn es macht einen verteufelt schlechten Eindruck auf das reisende Publikum, immer und überall auf Rechenfehler zu stoßen, — die übrigens nicht die alleinige Domäne der Kellner sind, sondern auch bei Droschkenkutschern und Chauffeuren und allen möglichen anderen Berufen erstaunlich oft vorkommen. Sonst ist gegen den österreichischen Kellner nichts einzuwenden; er verbindet die Höflichkeit des Franzosen mit der liebenswürdigen Besorgtheit des Deutschen, wenn nur dieser verwünschte Zahlenkram nicht wäre.

Der unangenehmste aller Kellner, wenn auch vielleicht der untadeligste, ist unstreitig der englische. Vor seinem Lakaiengesicht schrumpft der Durchschnittsmensch von vorherein zu einem Nichts zusammen, besonders wenn es sich um einen Nichtengländer handelt.

Recht sympathisch sind die italienischen Kellner; besonders gewinnen sie rasch die Zuneigung aller Nichtitaliener, da sie eine sehr nette Art haben, auch das miserabelste Italienisch glänzend zu verstehen und offenbar eine wirkliche Freude empfinden, wenn sich der Ausländer bemüht, ihre Muttersprache zu radebrechen, während der Franzose verächtlich lächelt, wenn ein Fremder ein mangelhaftes Französisch spricht. Es ist nach seiner Ansicht natürlich ein Fehler in der Bildung, nicht fließend Französisch zu sprechen. Ist man Stammgast in einem italienischen Restaurant, so wird man wie zum Hause gehörig betrachtet, die Kellner bringen ohne weiteres den Wein, den man für gewöhnlich trinkt, es werden einem Blumen auf den Tisch gestellt und die kleinen Neuigkeiten erzählt, die sich zutragen.

Neben diesen persönlichen Kellnern Europas stehen die Kellner des Orients als eine ganz andere Menschenklasse. Wie unpersönliche Automaten wirken sie, die sich lautlos in der Nähe des Gastes bewegen und im Grunde doch meilenfern sind. Niemals ist ihnen anzumerken, ob ihnen ein Gast unangenehm oder lieb ist, ob sie ihn schätzen oder verachten, — nur das Trinkgeld nimmt der orientalische Kellner gern, ganz gleich ob er Araber, Syrier, Inder, Japaner oder Chinese ist.

In Amerika steht der Kellnerberuf nicht in Ansehen; ein Vollblutamerikaner wird kaum jemals Kellner werden. In den amerikanischen Restaurants trifft man deutsche, französische, italienische, skandinavische Kellner, aber keine Amerikaner. In den Südstaaten sind die Neger häufig und bewähren sich hier glänzend. Alle Handreichungen werden geleistet, ohne daß man auch nur ein Wort zu sagen braucht. Man muß sich nur erst an ihren Anblick gewöhnen.

Für den Kellnerberuf eignen sich alle jungen Leute, die Lust haben, in der Welt herumzukommen, die Sprachentalent und auch den Eifer besitzen, sich fremde Sprachen anzueignen. Unter diesen Voraussetzungen ist der Beruf äußerst aussichtsreich, und es ist eine allgemein übliche Erscheinung, daß ein Kellner nach nicht allzu langen Jahren so viel beisammen hat, daß er sich selbständig machen kann. Freilich heißt es auf dem Posten sein und nicht nur ein liebenswürdiges Gesicht aufzustecken, sondern auch ein gutes Herz haben, denn hochnäsige Geschniegeltheit allein ist nicht der rechte Schlüssel zum Portemonnaie des zahlungsfähigen Gastes.

Aus unserem Raritätenkasten.

96.

Die Edelmetalle machen der Menge nach noch nicht 1% der Erdkruste aus. Der Sauerstoff macht 50%, und das Silizium 25% aus, während auf Eisen und Aluminium 12% entfallen. Die noch übrigen 12% verteilen sich auf Kalium, Natrium, Kalk und Magnesium.

97.

Die Brückenechse auf Neuseeland ist der einzige Nachkomme der großen Saurier, die in großen Scharen die Erde zur Sekundärzeit bevölkerten.

98.

Einer der bemerkenswertesten Schätze der südlichen Halbkugel ist der Schwefelberg der Insel Wanua Lava. Die ganze, ungefähr 100 Quadratmeilen große Insel ist ein ausgedehntes Schwefellager, das aus einem sich 1600 Fuß über dem Meere erhebenden Gebirgsstock besteht. Das Gestein der Insel enthält bis zu 90 Prozent Schwefel. Der große Schwefelberg von Vanua Laba dient den Eingeborenen direkt als Kurort, da die dort möglichen Schwefelbäder in 1000 Fuß Höhe sehr heilkräftig sind. Dieser Inselschwefelberg besteht aus einer Anzahl von Terrassen, und reicher tropischer Pflanzenwelt, zwischen deren grünen Laubmassen der glänzende Schwefel grell hervorleuchtet. Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses seltsamen Berges ist aber der sog. „goldene Bach“, der über mehrere Wasserfälle aus einer Höhe von 900 Fuß herabstürzt und seinen Namen von der goldenen Flut erhalten hat, die über die glänzend gelben Felsen hinwegfließt und dadurch einen goldigen Schimmer erhält.

99.

Die alten Aegypter besaßen Stammbruchtafeln, die ähnlich wie unsere Logarithmentafeln zur Erleichterung des Rechnens mit großen Zahlen dienten. Unter Stammbrüchen versteht man die Brüche, deren Zähler 1 ist, also ½, ⅓, ¼ usw.

100.

Das „spanische Rohr“ ist der Kletterstamm der hinterindischen Palme Calamus Rotang.

101.

Die Schweißabsonderungen des Menschen sind von großer Wichtigkeit, und ihre Unterbrechung oder Zurückdämmung können eine Art Vergiftungszustand herbeiführen. Hunde, die mit menschlichen Schweißabsonderungen geimpft sind, verlieren ihre Munterkeit, in der Regel erfolgt hastiges Erbrechen und Muskelzittern. Nach starken Muskelanstrengungen ist die Giftigkeit des menschlichen Schweißes stärker als beispielsweise nach einem Dampfbad. Die während 24 Stunden zurückgehaltenen Schweißmengen eines Menschen genügen, um einen menschlichen Körper von 65 Kg. Gewicht zu vergiften.

102.

Der Bär liegt halbwachend während der Wintermonate im Lager, ohne etwas zu fressen. Die Bärin wirft sogar während dieser Zeit und, was das Wunderbarste ist, säugt, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ihre Jungen.

103.

Die erste Eisenbahn in Deutschland wurde im Jahre 1835 auf der Strecke Nürnberg—Fürth dem Verkehr übergeben. Der deutsche Bergbau benutzte aber schon im 16. Jahrhundert sowohl Holz- als auch Steingeleise. Letztere kamen sogar schon bei den alten Griechen in Anwendung.

104.

Kasan, die Hauptstadt des ehemaligen Tatarenreiches und jetzigen russischen Gouvernements gleichen Namens, ist bereits zwölfmal abgebrannt.

105.

In Deutschland läßt die Jugend Drachen aufsteigen, in China tun dies die Greise.

106.

Rossini hatte die Ouvertüre der „Gazza ladra“ am Tage vor der Uraufführung unter dem Dache der Scala geschrieben, wo er von dem Direktor gefangen gesetzt und von vier Mann bewacht wurde, die den Auftrag hatten, den Originaltext Blatt für Blatt aus dem Fenster den Kopisten zuzuwerfen, die unten warteten, um ihn sofort abzuschreiben. Sollte es an Noten fehlen, so hatten sie Befehl, den Komponisten selbst aus dem Fenster zu werfen.

107.

Katharina II. von Rußland ernannte ihren Sohn, den nachmaligen Zaren Paul I. zwar zum Großadmiral des Reiches, verbot ihm aber, auch nur die Kronstädter Flotte zu besuchen.

108.

Eine Bienenkönigin kann fünf Jahre alt werden.

109.

Als niedrigste Lufttemperatur sind an einzelnen Tagen in Werchojansk in Sibirien 68 Grad beobachtet worden.

110.

Die Särge der altägyptischen Mumien sind aus dem Holze einer Feigenart, der Sykomore, hergestellt.

111.

Je mehr Wasser die Pflanzen verdunsten müssen, desto größer werden ihre Blattoberflächen.

112.

Bürgermeister Meyer, der auf dem bekannten Bilde von Hans Holbein (Madonna des Bürgermeisters M.) porträtiert ist, wurde von seine Mitbürgern deshalb gehenkt.

113.

König Gustav Adolf von Schweden ließ Lederkanonen zur Benutzung in offener Feldschlacht herstellen.

114.

Der Inhalt eines Straußeneies entspricht etwa dem von 36 Hühnereiern.

115.

32 Gänse liefern 1 Kilogramm Daunenfedern.

Fröhliche Ecke.

Der politische Redner. „Aber meine Herren, unterlassen Sie jetzt diese Beleidigungen! Dafür ist doch nachher die Diskussion da.“ („Meggendorfer-Blätter“)

Die warnende Wandtafel. Der Lehrer schreibt als Warnung vor Feuer an die Wandtafel:

„Spielt nicht mit Streichhölzern! Denkt an den Brand von London.“

Am nächsten Tag steht folgender Satz darunter: „Spuckt nicht! Denkt an die Sintflut!“ („Kikeriki“)

Bedauern. Kinder spielen am Strande. Der eine Junge fragt den andern: „Na, und was ist dein Vater?“ — „Chef der Claque . . .“ — „Ach, du armer Kerl!“ („Matin“)

Der Ungeborene. Als ich ins Kinderzimmer komme, sehe ich Hans und Gretel zärtlich umschlungen auf dem Tisch sitzen. Ich frage, was das bedeuten solle, und sie belehren mich: „Wir spielen Hochzeitsreise, Mutter!“

Als ich nun weiter fragte, warum der kleine Fritz unterm Tisch sitze, quietscht letzterer seelenvergnügt von da unten heraus: „Ich warte, bis ich auf die Welt komme!“ („Jugend“)